

KNAUF 

MICHEL RUGE

BORDSTEINKÖNIG

MEINE WILDE JUGEND AUF ST. PAULI

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



© 2013 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Herausgeber: Ulf Meyer zu Kueingdorf
Redaktion: Patrick Hutsch
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: plainpicture / Kirsten Nijhof
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-78550-8

7 9 10 8 6

Für Claudia

I still hang around
neither lost nor found
Hear the lonely sound
of music in the night
Nights are always bright
That's all that's left for me, yeah
I play the street life
Because there's no place I can go
Street life, it's the only life I know
Street life, and there's a thousand parts to play
Street life, until you play your life away

Street Life,
Randy Crawford & The Crusaders (1979)

Inhalt

- 1 En passant mit meiner Mutter 11
- 2 Kalle und Joschi haben im Betten Voss kellneriert.
Meine Mutter, glaube ich, auch ... 19
- 3 Ich pass nicht in meine Cousine rein! 27
- 4 Der Würger von St. Pauli 33
- 5 Kinder von St. Pauli!? 45
- 6 Allein zu zweit 51
- 7 Die Breakers lassen grüßen 69
- 8 Wladimir und der politische Untergrund 75
- 9 Halbe Stärke, großes Maul 85
- 10 Der Mülleiner war voll mit Kondomen, das Geschäft lief gut 95
- 11 Pimmel im Anker 109
- 12 Zigeuner-Fritz 113
- 13 Es muss klatschen, das Blut muss strömen 119
- 14 Glatzköpfe klatschen 131
- 15 Heißkalt! 143
- 16 Der Wahnsinn wird endlich wahnsinniger! 155

- 17 Wer hat Angst vor Zuhältern?! 167
- 18 Wir sind die hungrigen Wölfe 183
- 19 Fließband oder Strich? 189
- 20 Raus aus der Gosse! 203
- 21 Schwester Heroin und der Tod 211
- 22 Das kalte Lächeln vom Kiez 215
- 23 Endlich ein Mann 221
- 24 Eine neue Welt 229
- 25 Ausflug an die Alster! 241
- 26 Geld 245
- 27 Die Geister, die ich rief 253
- 28 Wahnsinnigster Wahnsinn! 261
- 29 Fritz ohne Grenze 267
- 30 Die letzte Schlacht 275
- Dank 285

1

En passant mit meiner Mutter

Die Sonne schien. Keine Wolken. Ich lief. Die Schultasche schlug mir beim Laufen gegen den Oberschenkel. Ich hatte gute Laune. Immer, wenn ich in den Straßen von St. Pauli unterwegs war, hatte ich gute Laune. Der Himmel über mir, der Asphalt unter mir. Die Häuser, die Menschen, der Geruch: St. Pauli, meine Freiheit. Ich sah die Menschen an den Bus- und Bahnhaltestellen. Die traurigen Gesichter, in denen sich die Ödnis ihres Lebens festgeschrieben hatte, machten mir Angst. Angst, dass mir auch solch ein Leben drohen könnte. Morgens: aufstehen, dann malochen. Abends: vor dem Fernseher mit einem Bier, dann ins Bett. Am nächsten Morgen wieder derselbe Stuss. Das ganze Leben lang. Ab und an mit der Frau, die zum besten Freund geworden ist, Liebe machen. Bumsen, ficken, vögeln, wie auch immer. Den kümmerlichen Rest des animalischen Triebes, der sich in einem erhalten hat, heimlich im Dunklen ausleben. Leise, vorsichtig, allein. Am Wochenende geht man zum Fußball oder in die Kneipe an der Ecke und kommt besoffen nach Hause, legt sich in die Kiste, schläft. Wenn das Leben dann endlich in Windeseile an einem vorbeigelaufen ist, sind's am Ende Verachtung und Krankheit, die einen

am Leben halten. Erst wird man fett, dann zieht die Schwerkraft mit Gewalt alle Jugendlichkeit nach unten, wirft Falten und schreit: »Hier – ich bin's! Ich hab gelitten, jahrelang! Ich arme Sau!« Bis endlich der Deckel zufällt. Dann wird's dunkel; und das Einzige, was man bereut, ist, was man versäumt hat im Leben. Dass man sein Leben nicht angepackt hat, als man noch jung war. Als man noch hungrig war.

Mir drehte sich der Magen um bei diesen Gedanken, die mich überfielen, wenn ich die Leute beobachtete, die das sogenannte normale Leben ertrugen.

Ich kam an die Reeperbahn. Ein weißer Mercedes stoppte, keine Ahnung, was für ein Modell es war. Aber es war ein großer Mercedes. Ein großer Mercedes für große Jungs. Die Tür öffnete sich, und heraus trat ein hochgewachsener Typ mit Föhnwelle. Er trug eine rote Lederhose, dazu ein flatterndes weißes Hemd, das weit aufgeknöpft war, darüber ein schwarzes Jackett mit Schulterpolstern. Seine kräftigen Beine steckten in Wildlederstiefeln. Das offene Hemd gab den Blick auf eine kräftige, rotbraun gebrannte Brust frei. Eine goldene Cartier-Panzerkette schmückte den wulstigen Hals, klobige Goldringe zierten seine Finger, eine Sonnenbrille verbarg den Blick auf seine Augen. Unverkennbar ein Lude, ein großer Lude. Solche wie ihn sah man nur noch selten im St. Pauli der Achtziger. Mit weitaufgerissenen Augen stand ich da und beobachtete, wie dieser Lude über den Bordstein schwebte. Mit dieser unbeschreiblichen Leichtigkeit. Mit diesem gewinnenden Lächeln.

Damals musste keiner seine Muskeln mit Steroiden aufpumpen. Die Jungs, die was draufhatten, waren alle durch Kampfsport gestählt. Sie lebten die Lässigkeit. Sie

waren nicht verbissen. Sie waren die Autorität auf der Bühne namens St. Pauli. Sie nahmen sich sogar selbst auf die Schippe, was ihr Selbstbewusstsein noch betonte. Alles war easy! Im Gegensatz zu der heutigen Gewaltfraktion auf dem Kiez mussten die Luden von früher keine Glatze tragen und ihre Tätowierungen am Hals präsentieren. Auch grölten sie nicht herum wie die Proleten. Man agierte souverän. Wenn man einen Tisch in einem Restaurant bestellte, reservierte man die Bedienung für den Abend gleich mit. Dafür bekam sie ein sehr gutes Trinkgeld. Natürlich wurde auch dem Türsteher mal ein Tausender in die Hand gedrückt. Dafür wurde dann der rote Teppich ausgerollt, wenn die Luden mit ihren Schlitten angerollt kamen. Jeder hatte was von dieser Show.

Schon früh eiferten wir den Luden nach. Wir trugen Jogginganzüge, weiße Boxerstiefel von Leone, Dauerwelle, Goldkettchen, dazu die obligatorischen Ray-Ban-Pilotenbrillen. Und natürlich Bomberjacken. Indianer Joe, ein Boutique-Besitzer auf der Reeperbahn, hatte sie für uns umgestylt und mit Lederapplikationen und Schulterpolstern versehen. So hingen wir auf der Reeperbahn ab.

Der Lude grüßte ein paar Typen, die ihm entgegenkamen. Ein Handschlag, ein kurzer Satz. Sein Mund verzog sich zu einem coolen, süßen Lächeln. Ich hatte mir schon als Kind gerne diese charismatischen Männer mit ihren Rolls-Royces, Ferraris oder Porsches angeschaut. Für mich waren sie die wahren Abenteurer und Gewinner auf St. Pauli. Nun stand ich da und kam mir wieder vor wie der kleine Butsche, der sich nichts sehnlicher wünschte, als ein Lude zu werden. Mir gefielen

die Rolex, die Maßanzüge, wie sich die Luden mit Gold und Diamanten schmückten, um zu betonen, dass sie wichtig und erfolgreich waren, dass sie aus einer anderen Welt stammten. Eine Welt, die für die Soliden unerreichbar schien. Wenn etwa der Schöne Klaus mit seinem Lamborghini durch dem Kiez fuhr, dann war der Kiez seine Bühne. Klaus schwebte geschmeidig-kraftvoll das Kopfsteinpflaster entlang, hinter ihm geheimnisumwoben und stolz seine Frauen, mit unglaublich langen Beinen und die aufregenden Körper in teure Pelze gehüllt. *Ich auch! Haben wollen*, dachte ich damals. Die Lakaien hielten respektvoll Abstand zu ihrem Boss. Dann kamen seine Freunde auf ihn zu. »Karate« Tommy und wie sie alle hießen. Mit Küsschen hier und Küsschen da und allerlei Trubel begrüßte man sich, die Passanten guckten und staunten. Es war ein Schauspiel, ein Spektakel, das den Zuschauern den Atem raubte. Mir auch.

Ich sah die glitzernde, schillernde Welt von St. Pauli, die Lichter, den Glamour, das Abenteuer, und mir war klar, was ich wollte. Ich lief und ich kam pünktlich in der Schule an, ausnahmsweise. War ja auch Montag. Ich fühlte mich frisch und ausgeschlafen. Ich hatte die Hoffnung, dass die Schule vielleicht doch spannend sein könnte. Am Wochenende hatte ich alles Schlechte über die vergangene Schulwoche vergessen. Meine Mitschüler waren schon da. Der Lehrer noch nicht. Sobald ich die Klasse betrat, fiel mir wieder alles ein – all das Schlechte. Es stank. Nach Schulbrot in Plastikdosen, in denen die eingesperrte Luft zu stinken begann, von der schwitzenden Wurst, von dem schwitzenden Käse. Es stank nach billigen Holzmöbeln, nach Langeweile,

nach Kleinkariertem, nach Spießern, nach Furzen. Es stank nach Siechen, nach Tod. Es widerte mich an. Ich setzte mich auf meinen Platz und versuchte, mich wegzudenken.

St. Pauli war mein Zuhause. Mit zwölf hatte ich dort das erste Mal Sex mit einer Nutte. Mit vierzehn wurden Schlägereien mein täglich Brot. In den Achtzigern gehörte ich den Gangs von St. Pauli an. Wir schlugen uns mit Skins, Popporn und Mods. In unseren Bomberjacken und Leone-Boxerstiefeln von Crazy Jeans zogen wir durch den Kiez. Sechzig Mann, eine Armee – die Straßen gehörten uns. Die Gangs waren eine eigene Subkultur, heute vollkommen in Vergessenheit geraten. Wir waren eine Bruderschaft, kamen uns vor wie die Warriors aus dem gleichnamigen Film, hatten ein starkes Gefühl für Autorität und Macht. Aber auch wir waren Underdogs – wie die Punks –, auch wir waren gegen das Establishment, gegen die Spießler und die Kleinbürger, die einem die Luft zum Atmen rauben. St. Pauli war unser Abenteuerspielplatz und der Ort, wo unsere Träume und Sehnsüchte tanzten. Doch in den Achtzigern veränderte sich unsere Welt. Die Drogen kamen nach St. Pauli, Aids lähmte das Rotlichtgewerbe, es kamen die Waffen, die Morde. Der Kiez geriet auf die schiefe Bahn. Die Grenzen verschoben sich. Die Menschen veränderten sich. Wie Zigeuner-Fritz, mein bester Freund, der voller pralle, geilem Leben steckte. Mit Fritz war ich unterwegs. Wir wollten Männer werden. Männer, die sich schlagen, lieben und die frei sind. Fritz aber wurde irgendwann zum Terrier. »Haltet mich endlich zurück. Haltet mich fest«, schrie

er mir bei einem Streit zu, damit ich ihn zurückhielt. Wenn es dann eskalierte, klatschte es zweimal. Einmal im Gesicht und einmal auf'm Asphalt. Zickzack!

Ohne Grenzen spürt man sich nicht. Ohne Grenze spürt man nicht, dass man lebt. Wir wollten Grenzen verschieben, über die Grenzen hinaus, bis keine Grenze mehr zu sehen war und wir mitten im Nichts, haltlos, ohne Horizont, schwindelig, ohne Ziel neue Grenzen suchten. Damals veränderte sich alles auf St. Pauli. Der Kiez wurde wahnsinniger, der Wahnsinn wurde wahn-sinniger. Was aber blieb: Der Kiez war eine eigene Welt, mit eigenen Gesetzen. Und ich war ein Kind dieser Welt. Dies ist die Geschichte dieser Welt. Es ist meine Geschichte.

Vor einer Stunde war ich noch auf der Reeperbahn gewesen. Jetzt saß ich in dieser toten Zone, in diesem hohlen, sehnsuchtsfernen Schulraum. Ich hatte noch den Geruch von Pisse, Kotze und Currywurst in der Nase. Und den geilen, süßen Geruch von Parfum, Sex und Frauen. Mein Geist war noch auf'm Kiez. Dann schockte das grelle Licht der Neonröhren im Klassenzimmer mein Bewusstsein. Ich war wieder in der Hölle.

Ich schaute an mir runter. Meine zu enge Jeans stand vor Dreck. Meine Beine kribbelten vor Nervosität und Ungeduld. Ich war dünn, hatte nie wirklich Zeit zu essen. Fürs Kacken hatte ich auch keine Zeit. Wenn ich auf der Toilette saß, hatte ich immer das Gefühl, etwas zu verpassen. Keine Zeit! Der Kiez war spannender. Ich wollte raus, etwas erleben. Immer trieb es mich raus. RAUS! Dieses Gefühl brannte in mir. Wie ein Hunger, den ich nie stillen konnte. Sosehr ich das Leben auch in

mich hineinschaukelte und es hinunterschlang, dieses geile, pralle Leben. Leben will sich verschwenden. Ich wollte mich verschwenden!

Der Lehrer kam rein. Frustriert, blass, ohne Haltung, lustlos, ein nervöser Waschlapfen. Ein Spießler! Er war voller Verachtung für uns Kinder aus den sozial niederen Schichten. Er knallte seine Tasche auf den Tisch, und bevor er was sagte, ließ der Stress seinen Kopf rot aufleuchten. Wir waren die Geier an seinen sterbenden Nerven. Wir warteten und beobachteten. Unser Tag würde kommen!

Fünfundvierzig Minuten auf einem Holzstuhl sitzen. Das ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Das ist gegen alle Natur. Gegen alle Kraft. Gegen alle Liebe. Ich schaute aus dem Fenster. Blauer Himmel. Ich blickte zur Reeperbahn hinüber, wo ich mich seit meiner Kindheit herumtrieb. St. Pauli war mein Abenteuerspielplatz. Der Kiez war immer schon ein Ort gewesen, der im Handumdrehen Sehnsüchte und Träume erschuf, nur um sie im nächsten Augenblick zum Platzen zu bringen. Er war ein Ort, wo das pralle Leben gärte und brodelte. Ich dachte an den Kiez, an meinen Kiez. Ich wollte kämpfen. Ich wollte schreien, lachen, weinen, ficken. Ich wollte leben!

Ich blickte nach vorne. Ich sah volles braunes Haar. Ich sah Claudia Meyer! Sie war der Grund, weshalb ich in die Schule kam. Nur für sie! Der Nachname war eine Finte. Claudia war alles, nur nicht langweilig. Sie war nicht meyer. Sie war das blühende Leben, sie war schon damals ein Star. Sie war keine klassische Schönheit. Sie war ein Junge in einem Mädchenkörper, aber sie war äußerst attraktiv. Und sie hatte dieses gewisse Etwas. Ein

Blick, eine Bewegung – und man war ihr verfallen. Ich war ihr verfallen. Claudia hatte Sommersprossen. Ihre Augen strahlten blau. Mit ihren zwölf Jahren bewegte sie sich schon besser als die meisten Frauen auf dem Kiez. Sie tanzte durch die Straßen, sie schwebte über den Boden. Wenn sich ihre schönen Beine beim Gehen geschmeidig aneinanderrieben und sie verstohlen auf den Boden blickte, wenn sie mich im Vorbeigehen ansah und verschmitzt grinste, blieb mein Herz stehen. Claudia, meine heimliche Liebe.

Ich lernte Claudia schon sehr viel früher kennen. Bevor ich in die Schule ging. Als die Schule mich noch nicht gepackt hatte mit ihren gierigen Klauen. Da begann mein Leben, vor der Schule, wie bei jedem – und doch ganz anders.

Das war 1969.

2

Kalle und Joschi haben
im Betten Voss kellneriert.

Meine Mutter,
glaube ich, auch . . .

Meine Mutter war sechzehn. Ihre Klamotten waren eng und knapp. Langes, volles schwarzes Haar. Lange Beine. Lange Lederstiefel. Nur der Rock und ihre Kindheit waren kurz. Sie lebte im Eiltempo. Sie ging mit Günther Kaufmann und Mario Amtmann in eine Klasse. Kaufmann wurde Schauspieler bei Fassbinder. Amtmann wurde Rocker und gründete die Hells Angels in Deutschland. Beide machten Karriere, jeder auf seine Weise. Auch meine Mutter machte Karriere. Sie wurde die Ruth von der Feuerbachstraße. Weil meine Oma mit all den Widerworten nicht klarkam, steckte irgendwann eine Gabel im Rücken meiner Mutter. Danach ging es schnurstracks ab in ein berühmtes Heim für Schwererziehbare. Ein Paradies für die Schwersten unter den Schwererziehbaren.

Nachts rückten sie regelmäßig aus – und meine Mutter war dabei. Sie wollte das Erwachsenenspiel lernen –

schnell, zügig, zack, zack. Mit dreizehn war es endlich so weit. Sie spielte das Spiel, das sie so liebte seitdem. Von da an war auch für sie St. Pauli ein Abenteuerspielplatz. Mit ihrer Schwägerin Mona ging's auf'n Swutsch. Tanzen. Auf die Reeperbahn oder ins Schanzenviertel, ins Ballhaus in der Flora auf dem Schulterblatt. Dort lernte sie einen ausgesprochen charmanten, gutaussehenden Mann kennen: Heinz Peter, meinen Vater. Der war zwar erst 32, hatte aber schon eine beachtliche Karriere hingelegt. Er war Bordellbesitzer, dreifacher. Das klingt in meinen Ohren wie dreifacher Weltmeister im Schwergewicht – nur besser. Es muss Liebe auf den ersten Blick gewesen sein, und weil es beide – wohl aus Karrieregründen – sehr eilig hatten, fuhren sie zu Mona und machten das Erwachsenenpiel.

Die beiden kannten sich zwar erst ein paar Stunden, aber das reichte mir, um mich bei meiner Mutter einzunisten. Ich war also ein Kind der Liebe. Meine Mutter, die Ruth von der Feuerbachstraße, war erst siebzehn, als sie mich mit aller Gewalt aus ihrem Körper presste. Sie wollte mich loswerden. Man riet ihr: Du bist zu jung. Gib ihn zu vornehmen Eltern. Doch als ich auf ihrem Bauch lag, da sagte sie: »Das kann man doch nicht machen! Das macht man nicht!« Ich hab sie ausgetrickst. Ich tat so, als könnte ich nicht alleine. Also blieben wir zusammen, und meine Mutter suchte einen Namen für mich. Den hatte sie schnell gefunden: Michel. Aber nicht nach dem Hamburger Michel. Meine Mutter liebte die französischen Filmstars der Sechziger, deshalb wird mein Name französisch ausgesprochen. Mit siebzehn ist man anfällig für große Bilder, für große Sehnsüchte. Besonders die französischen scheinen in den ei-

genen Träumen zu glitzern wie Brillanten. Das Französische war die Sehnsucht meiner Mutter nach einem anderen Leben, nach einem anderen Ich. Sie wünschte sich, dass ich nicht so ein Leben hätte, wie sie es führte. Ich sollte nicht in der schattigen Halbwelt von St. Pauli wohnen und arbeiten. In dieser Welt wird man ohne das rechte Glück und eigene Stärke zum Gefangenen seiner Umgebung, seiner eigenen Schwächen und Sehnsüchte. So legte mir meine Mutter die Sehnsucht nach einem anderen Leben also schon ins Nest: MICHEL!

Die Geburt war das intimste Erlebnis, das ich mit meiner Mutter haben sollte. Danach entfernten wir uns rasch voneinander. Wir hatten keine Zeit zu verlieren. Sie mit ihrer Karriere, ich mit meiner. Ich war meinem Vater im Wesen und Aussehen zu ähnlich, als dass meine Mutter mich hätte bedingungslos lieben können.

Mein Vater verdiente vierzig- bis fünfzigtausend Mark im Monat. In den frühen Siebzigern war das Geschäft mit der Liebe prall und reich. Es war der historische Orgasmus des liegenden Gewerbes. St. Pauli glühte und glänzte. Doch meine Mutter verdiente erst mal nichts. Deswegen musste ich zunächst sechs Monate im Krankenhaus bleiben. Dann holte meine Oma uns zu sich ins Hotel. In den »Budapester Hof«. Ein Stundentel. Die nächste Zeit meines jungen Lebens verbrachte ich im Heizungskeller des Hotels. Wie zur gleichen Zeit die RAF, ich ging in den Untergrund.

An der Ecke des Hotels gab es eine Kneipe namens »Voss«, damals bekannt als Betten Voss. Durch einen Gang waren Betten Voss und das Hotel miteinander verbunden. Es kam ja vor, dass die Kneipengäste müde wurden, ein Nickerchen halten wollten oder aus irgend-

einem anderen Grund, den ich nicht kannte, ins Bett mussten. Dann konnten sie durch diesen Gang schnell das Hotel erreichen. Tatsächlich erinnere ich mich noch, wie ich hinten in der Küche vom Betten Voss gewickelt wurde, von Martha, einer Putzfrau.

Im Betten Voss war es lustig. Morgens war es dort bereits rummsvoll. Da gab es die »Christel von der Post« und »Linchen«, die für 'n Korn ihren Rock hochzog, um zu zeigen, dass sie keine Unterwäsche trug. Beide waren schon damals über siebzig und beide tanzten noch immer jeden Tag im Betten Voss auf den Tischen. Es gab eine Frau, die alle nur »Komm-pott Hüttchen« nannten. Die ging mit den Männern immer aufs Zimmer. Dann gab es noch eine andere Ruth. Die war auf einmal nicht mehr da, von heute auf morgen verschwunden, weg. Später hat man sie dann gefunden. Bei Honka, dem Frauenmörder, der auch Stammgast im Betten Voss war. Honka hatte Ruth eingemauert. Niemand hat nach Ruth gesucht oder sie bei der Polizei als vermisst gemeldet. Erst als ein halbes Jahr später in Honkas Haus ein Feuer ausbrach, fand man die Leiche.

Es trieben sich eine Menge komischer Leute im Betten Voss herum. Zum Beispiel der Besitzer der »Köllnflocken«-Werke. Er kam jedes Wochenende; und weil sein Geld so schön locker flockig in seiner Tasche lag, nannte man ihn die »Goldflocke«. Oder »Vossi, der Millionendieb«. Bei ihm kaufte meine Oma für Mona und meine Mutter immer die schönsten Sachen: Pelze, Lederjacken, Schmuck und alles, was Vossi sonst noch so in den Villen von Blankenese fand. Der reinste Basar im Betten Voss. Vossi bot meiner Oma immer alles zu-

erst an. Es war eine lustige Welt, und sie gefiel mir. Ich lief den Erwachsenen durch die Beine, auf dem Holzfußboden und unter den Rauchschwaden herum, von der Jukebox bis hinter den Tresen und zurück. Alle kannten mich. Ich war eine Berühmtheit auf'm Kiez.

Joschi kellnerierte im Voss, Kalle kellnerierte dort, und meine Mutter, die kellnerierte dort, glaube ich, auch. Sie war jedenfalls immer im Betten Voss. Kalle war der stärkste von allen Kellnern. Wenn der wütend war, dann konnte er in kürzester Zeit (er hatte es wohl auch immer eilig – aus Karrieregründen), den ganzen Laden kurz und klein hauen. Das ging ganz schnell und wech damit. Dann sagte keiner mehr was. Für Widerworte gab's was aufs Maul. Ganz direkt. Und weil meine Mutter sich beschützt fühlen wollte, verliebte sie sich in den starken Kalle. Mein neuer Vater war nicht besonders groß, 1,75 nur. Aber er war schnell mit den Fäusten, ein ehemaliger Boxer ohne Angst und manchmal auch ohne Selbstkontrolle. Ein Straßenkeiler und Einzelkämpfer aus Passion. Ein sportlicher Showtyp, der sich nach außen immer lustig gab. Aber Kalle war auch jähzornig, er hatte eine ständige Wut auf die Welt. Es brodelte in ihm, da war irgendwas mit seiner Hormon-Adrenalin-Mischung nicht in Ordnung. Die Mischung war gefährlicher als Nitroglyzerin. Kalle war ein Kind des Krieges. Aufgewachsen zwischen Lügen, Selbstbetrug, Tod und Zerstörung, aufgebracht von einer kalten, gewaltbereiten, dem Untergang geweihten Gesellschaft. Friss oder stirb! Kämpf oder stirb! Kalle lebte, wie er es von klein auf gelernt hatte. Mit Gewalt konnte sich Kalle aus – er war ein starker Krieger! Gegen alle!